

Die Elbe. Ein Strom

Luboš Palata

Aus dem Tschechischen von Silke Klein

Tod an der Quelle

1094,3 Flusskilometer, Elbwiese

Finsternis. Weiße Finsternis. Und das mittags. Man sieht gerade so von einer Stange zur anderen. Die nächste kann ich nur erahnen. Nebel, Frost, Wind. Starker Wind. Ein Sturm. Eine Gebirgsebene. Eintausenddreihundert, eintausendvierhundert über dem Meer. Der höchste Gebirgskamm zwischen den Alpen und Skandinavien, mit einem Stück arktischer Hochgebirgstundra. Und gerade jetzt so unwirtlich, wie es eben geht. So, dass man hier sterben kann. Abstürzen, sich verlaufen, erfrieren.

„Alter, das ist nur das Riesengebirge“, blitzt es mir durch den Kopf. Und doch schaffen es pro Jahr zehn Menschen, hier zu sterben.

Finsternis, weiße Finsternis, von Stange zu Stange. Ja, ich hätte im Sommer herkommen können. Aber es ist gut, dass ich gerade jetzt hier bin, bei diesem eisigen Hundewetter. Denn das ist das wahre Riesengebirge. Ein Gebirge der Kälte und der Kühle. Das nördlichste Gebirge Böhmens und Mitteleuropas: So als spürte ich hier und jetzt die polare Berührung des uralten skandinavischen Gletschers, der einst, während der letzten Eiszeit, erst hier, am Nordhang des Riesengebirges, zum Stehen gekommen ist.

In der weißen Finsternis ein dunkler Schatten. Vrbatas Denkmal. Ende März 1913 stirbt hier mit siebenundzwanzig Jahren der Skilangläufer Václav Vrbata. Inmitten eines Rennens eilt er Bohumil Hanč, der sich verirrt hat, zu Hilfe. Und kommt in ebenso einem Nebel selbst ums Leben. Wie oft habe ich als Kind diesen Schwarzweißfilm von 1956 gesehen. Emmerich Rath, der den noch lebenden Hanč fand und versuchte, ihn zu retten, kennen dann schon nicht mehr so viele. Rath hat überlebt. Und er war Deutscher. Doch vielleicht steht sein Name heute zumindest mit auf dem Denkmal. Das heute aber vereist und zugeweht ist.

Mein Handy hat kein Signal. Der blaue GPS-Punkt ist auf einmal Hunderte Meter weiter in einen Lawinengang gehüpft. Dort bin ich nicht. Aber wo ich mich befinde, weiß ich nicht. Ich bin allein, niemand hatte mitkommen wollen. Und ich wollte auch niemanden dabei haben. „Auf eine Bergtour geht man immer mindestens zu dritt.“ So oft habe ich dies auf all den Schulschikursen gehört.

Aber das hier sollte doch nur eine nette kleine Wochenendtour an Palmsonntag werden. Ist es aber nicht. Statt Wanderschuhe habe ich Langlaufski an den Füßen. Und die falschen Handschuhe an. Die Stöcke halten nicht an den Händen. Sie sind gefroren und aalglatt. Ein, zwei Meter Schnee. Der noch vor zwei Tagen schnell getaut und nun an der Oberfläche zu Beton gefroren ist. Mit einer verschwindenden und wieder auftauchenden Schicht Neuschnee, die angeweht wird. Schnee, in den hier bei minus zehn Grad der Frühlingregen übergeht. Regen, der etwas weiter unten die Landschaft am Fuß des Gebirges befeuchtet,

wo zaghaft und kühl der Frühling beginnt, der nicht hier oben angekommen ist und noch lange nicht ankommen wird. Ich gehe, weil ich gehen muss. Von Stange zu Stange. Eine geduckte Gestalt eines Skifahrers, der in die entgegengesetzte Richtung will. „Ahoj!“, entfährt mir der seltsame Skifahrergruß, mit dem sich ursprünglich Schiffer grüßten. „Elbfallbaude, bin ich da richtig?!“, brülle ich in den heulenden Wind. „Ja, da entlang!“, antwortet die Gestalt und zeigt in die weiße Suppe.

Nach weiteren Dutzenden von Minuten erhebt sich aus der weißen Finsternis eine riesige dunkle Silhouette. Das muss es sein, weil es nichts anderes sein kann. Aber sicher bin ich mir nicht, bis ich mich auf ein paar Dutzend Meter genähert habe. Ein Gebäude, ein Monstrum, ein künstlicher Felsen, eine Klippe inmitten einer Riesenwelle eines Gebirgsmassivs, an den Rand der Schlucht des Elbtals geschlagen.

Die Elbfallbaude. Doch das ist nicht das Ziel. Nur die Basisstation. Ich nehme den Zimmerschlüssel entgegen. In der Nacht werde ich der einzige Gast sein. Das Zimmer befindet sich vier Treppengeschosse im Inneren des Berges. Ich werfe den Rucksack von mir, die Skier, ziehe einen trockenen Pullover an, schlinge etwas in dem wenig einladenden, hallenartigen Speisesaal herunter und mache mich erneut auf in die weiße Finsternis. Solange es zumindest noch etwas hell ist. In Richtung Ziel. Zur Elbquelle.

„Über die Wiese hätten Sie es näher, aber jetzt würde ich das nicht riskieren“, sagt die Dame an der Rezeption, eine gut aussehende Mittdreißigerin, die hier vor acht Jahren gestrandet ist. „Mein Mann war dort am Morgen mit dem Hund spazieren, und wenn der Hund den Weg nicht gekannt hätte, hätten sie sich verlaufen.“ Den Hund borgt sie mir nicht. Und so bewege ich mich wieder von Stange zu Stange und biege dann zur Elbe ab. Die paar hundert Meter werden zu ein paar Kilometern. Und alles bleibt beim Alten. Nichts zu sehen. Wenn ich das Gefühl habe, dass es doch hier irgendwo schon sein müsste, schaue ich aufs Navi. Ich bin zu weit gegangen. Aus dem Nebel kommt mir eine Familie entgegen, allen voran ein verrückter Vater auf Skiern. „Dort ist nichts. Es muss hinter Ihnen sein“, sagt er mit halb erfrorenen Lippen. Ich drehe mich um. Wir begeben uns alle in die gleiche Richtung. Weiße Finsternis, eine Hochebene, einsame, verkrüppelte Fichten. Und weit und breit nichts. Das Navi, das offensichtlich funktioniert, zeigt dabei klar an, dass es hier sein müsste. So ähnlich muss die Eroberung des Nordpols aussehen, kam mir in den Sinn. Ebenso wie der Satz der Dame an der Rezeption: „Jetzt ist da nichts, Sie werden dort nichts sehen, alles liegt unter Metern von Schnee.“ Ich blicke noch einmal in die Richtung, wo ich die Gebirgsebene erahne, und schieße ein Foto. Von dem Ort, wo die Elbquelle ist, wo sie sein muss.

Wer im Unterschied zu mir im Sommer, im späten Frühjahr oder zumindest bei besserem Wetter hierherkommt, dem kann es nicht passieren, dass er allein hier ist. Dann wimmelt es hier von Menschen. Wenn der Schnee taut, was hier, an einem der unwirtlichsten Orte Mitteleuropas, erst im Mai bis Juni passiert, kann man inmitten der Menschenmengen die in einen Betonring eingefasste Quelle und nicht weit davon eine Mauer mit den Wappen jener Städte sehen, durch die die Elbe fließt. Allerdings ist dies nur so eine symbolische Touristenattraktion. Die wahre Quelle der Elbe liegt ein paar hundert Meter weiter weg, in einem streng geschützten, unzugänglichen Gebiet. Es handelt sich dabei vielmehr um eine Art Gespinst in einem Gebirgsmoor aus kleinen Wasseräderchen und -adern als um eine eindeutige Quelle, die man als den einzigen Ort bezeichnen könnte, an dem die Elbe tatsächlich ihren Anfang nimmt.

Eben hier entlang, um die Elbwiese herum, führte über Jahrhunderte ein Pfad, der Böhmen und Schlesien miteinander verband. Diesen verlorenen Teil der Länder der böhmischen Krone, einen Teil, in dem den Großteil des Mittelalters und der modernen Zeit deutsch gesprochen wurde. Und nicht polnisch, wie es heute ist, seit dem Ende des Zweiten

Weltkrieges, als Polen verschoben wurde, als es vom Kreml im Nachkriegsbeben um Hunderte Kilometer gen Westen versetzt wurde.

Die Elbe entsprang einst Tausende Jahre lang inmitten des deutschen *Krkonoše*, inmitten des Riesengebirges. Eines Gebirges, das auf seiner Südseite von der Nationalität her gerade einmalachtzig Jahre lang tschechisch ist. Genauso wie *Krkonoše* diese kurze Zeit von der anderen, viel steileren Nordseite polnisch ist. Und dort *Karkonosze* heißt.

Die Deutschen und Deutschland haben dieses Gebirge bis heute nicht vergessen. Paradoxerweise hat auch das ehemalige kommunistische Ostdeutschland seinen Teil dazu beigetragen. Für dessen Einwohner war es bis 1990 das nächstliegende und höchste Gebirge. Vor dem Fall der Berliner Mauer stellten die Ostdeutschen den überwiegenden Teil der ausländischen Besucher und sorgten dafür, dass im Riesengebirge zumindest deutsch gesprochen wurde.

Mittlerweile hat auch das sich geändert. Im Riesengebirge wird nach tschechisch polnisch gesprochen, mit Zloty kann man in allen Kammbauden bezahlen, und manchmal sind die Polen sogar in der Überzahl. Das Riesengebirge und weitere umliegende Gebirge werden von den Polen als Sudeten, Sudetengebirge bezeichnet. Für sie hat dies im Unterschied zu den Tschechen keinen negativen Beigeschmack. Einen Beigeschmack in Verbindung mit den böhmischen Sudetendeutschen, dem Münchener Abkommen, der Besetzung durch die Nationalsozialisten und der tschechischen Schuld. Der Schuld an der Vertreibung der Deutschen. Die Polen haben keine Schuldgefühle. Sie sind hier, weil sie nach dem Krieg von Moskau dazu gezwungen wurden. Die Tschechen nicht. Die Tschechen mussten, sie wollten vertreiben, um hier die Herren zu sein. Bevor sie den Deutschen vertrieben hatten, stellten sie eine Minderheit und lebten vielerorts gar nicht.

Aus dem Riesengebirge, dem Gebirge der Deutschen, wurde ein Gebirge der Polen und Tschechen. Der Herrscher über das hiesige Gebirge, der Rübezahl, den die Tschechen bereits ab dem neunzehnten Jahrhundert für sich beanspruchen wollten, ist heute deshalb auch Pole. *Krakonoš, Rýbrcoul*, abgeleitet vom deutschen Rübezahl, trägt heute einen polnischen Namen. Liczyrzepa. Die Herausbildung seiner Tradition wurde nach 1945 von den kommunistischen Machthabern in Polen tatkräftig unterstützt. Er eignete sich als heidnischer Gegenpol zum starken, antikommunistischen Katholizismus. Ein Riesengebirgs-Gegenpol zu Gott.

Doch auch die Riesengebirgsdeutschen haben den Rübezahl nach der Vertreibung aus Böhmen mit in ihre neue Heimat genommen. In der DDR haben sie ihn umgesiedelt, auf die deutsche Seite des Erzgebirges. Und diejenigen, die im damaligen Westdeutschland landeten, versetzten den Krakonoš, Rübezahl, ins tiefste Bayern. In der schwäbischen Kleinstadt Marktoberdorf, wo lauter Riesengebirgsdeutsche leben, hat der Krakonoš-Rübezahl im Alpenvorland sein eigenes Museum.

Für meine Generation, die am Ende der sechziger Jahre in der Tschechoslowakei geboren wurde, ist der Krakonoš der riesige bärtige František Peterka aus der zwanzigteiligen Serie „Riesengebirgsmärchen“. Aus dem tschechoslowakischen Sandmännchen im Schwarzweißfernsehen der siebziger Jahre. Politisch angehauchte Märchen von Marie Kubátová, in denen der Krakonoš die Bediensteten Anče und Kuba vor dem, natürlich deutschen, gnädigen Herrn Trautenberg beschützt. Vom Krakonoš ging im Sandmännchen Angst aus. Wie von einem echten Gott. Einem Gott der Berge, einem Donnergott. Von dieser übernatürlichen Kraft, die das Riesengebirge mit ihrer einzigartigen, sechzehnhundert Meter hohen, mächtigen Schneekoppe wahrhaft hat. Berge, die den böhmischen Kessel umgeben, hat es als einziges im Überfluss.

Auf dem Rückweg von der Elbfallbaude hinunter nach Spindlermühle, dem luxuriösesten Skiessort in Tschechien, war es einen Tag später genauso schlimm wie bei meinem Aufstieg zur Elbquelle. Auf der Goldhöhe, dort, wo Vrbatas Denkmal steht, verirrte ich mich erneut in Sturm, Nebel und Frost. Meine Navigation versagte, die Wegweiser zeigten merkwürdigerweise hinein in die verwehte Gebirgsebene, wo man nicht einmal nur andeutungsweise einen Weg erkennen konnte.

Und außerdem war da irgendwo der steile Abhang ins Elbtal. Es war der erste Werktag, die Touristen waren verschwunden, weit und breit kein Mensch. Ich ging ein Stück. Da tauchte in der Nebelsuppe der Umriss eines sonderbaren Gebäudes auf. Ich machte ein paar Schritte darauf zu. Ein dunkler, massiver Militärbunker aus Beton. Vom Ende der dreißiger Jahre. Eine von Hunderten hiesigen Befestigungen. Sie ziehen sich durch das gesamte Riesengebirge. Sie sollten dem höchsten tschechischen Gebirge dabei behilflich sein, die Tschechoslowakei vor der Bedrohung aus Norden, die vom damaligen Gebiet Nazideutschlands ausging, zu schützen.

Auch hier, auf einer Höhe von vierzehnhundert Metern über dem Meeresspiegel, sollten die Befestigungen den Ansturm der Wehrmacht aufhalten, ihn bremsen. Achtundvierzig Stunden, so lange sollten neun Mann im Bunker ihren Abschnitt verteidigen. Und dann ... dann nichts mehr. Dann blieben nur noch einige der größten Befestigungen übrig, die über Tage und Wochen verteidigt werden konnten. Die Tschechen, Tschechoslowaken, die hier am Ende des Sommers 1938 waren, wollten kämpfen. Viele wussten, dass sie fallen könnten. Auch mein Großvater Antonín. Ein Foto irgendwo von hier klebt in unserem Familienalbum. Im Album einer Familie, die, wenn Antonín gefallen wäre, überhaupt nicht existieren würde.

September 1938, München, die tschechische Kapitulation war der vorletzte Akt des deutsch-tschechischen Ringens um das Riesengebirge. Dieses lief mindestens ab dem neunzehnten Jahrhundert. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg empfahl der dort beheimatete Verfechter des Wanderns, der Tscheche Jan Buchar, in seinem ersten Wanderführer über das Riesengebirge aus dem Jahre 1911 als Ausgangspunkt für Wandertouren für Tschechen die Stadt Jilemnice (Starkenbach). Weil sie die tschechischste aller Städte dieses Gebirges sei. Die tschechischen Touristen im Riesengebirge lieferten sich also nicht nur einen Wettstreit mit den böhmischen Deutschen, sondern auch mit den Touristen aus dem damals benachbarten Deutschen Kaiserreich, aus dem deutschen Schlesien.

Buchar, der ein Wanderwegenetz durch das gesamte Riesengebirge anlegte, bemerkte in jenem Jahr 1911 anerkennend, dass im Gebirge immer mehr tschechische Aufschriften, tschechische Wegweiser, tschechische Reiseführer und Karten dazukämen. Sein Buch „Bucharovy výlety do Krkonoš“, Buchars Ausflüge ins Riesengebirge, wurde nach der riesigen Auflage vor dem Ersten Weltkrieg noch 1920 und 1921 nachgedruckt.

Das dünne Heftchen, das auch Beschreibungen von Strecken für eine mehrtägige Überquerung des Riesengebirges und einen wunderhübschen Aussichtsplan auf die halbe Welt vom Gipfel der Schneekoppe aus umfasst, erinnert heute an eine Reisebeschreibung durch ein von einer anderen Zivilisation bewohntes Gebiet. Eine der Anzeigen warnt: „Tschechischen Touristen wird empfohlen, auf ihrer Fahrt ins Riesengebirge am Bahnhof Jablonec nad Jizerou auszusteigen.“ Und nicht erst in Rokytnice, das hier noch als Rokektnice angeführt wird. In Jablonec kümmere man sich um die Tschechen. „Während diese in den Gasthäusern von Rokektnice auf tschechische Ansprache hin nicht bedient werden.“ Der bis heute verehrte Buchar wurde im Jahre 1932 mit zweiundsiebzig Jahren vor dem Nationaltheater in Prag von einem Lastwagen überfahren. Er erlebte es nicht mehr, als Böhmen und die Tschechen Ende September 1938 das Riesengebirge durch das Münchener Abkommen für sieben Jahre verloren. Während des Krieges befand sich im

Riesengebirge auf der Goldhöhe eine geheime Polarversuchsstation der Nationalsozialisten. Hier wurden Gruppen von Agenten ausgebildet, die zu diversen Expeditionen in die Arktis entsandt wurden. Zum Beispiel nach Spitzbergen oder nach Grönland.

Neben Militärlazaretten waren hier auch während des Krieges Hotels in Betrieb. Auf dem Pláň oberhalb von Spindlermühle entstand im März 1944 unter der Leitung von Claus Graf von Stauffenberg der Plan eines Armeeputsches und eines Attentats auf Adolf Hitler. Dieses hätte den Krieg bereits im Herbst 1944 beenden können. So einiges hätte dann anders sein können – oder gar nicht erst eintreten müssen. So wäre es beispielsweise nicht zu dem oftmals blutigen Niedergang der deutschen Besiedlung des Riesengebirges gekommen.

Nach dem Ende des Krieges im Mai 1945 wurde das Riesengebirge zu einer Hölle von Gräueltaten im Rahmen der wilden Vertreibung. Raub und Mord, begangen durch Angehörige der tschechischen revolutionären Garden und von „Partisanenverbänden“. Ein Ort des tschechischen Terrors, der Schrecken einflößen sollte. Damit die Deutschen lieber von sich aus die Flucht ergriffen. In den Städten des Riesengebirges, den Siedlungen und Einöden wurden in den Monaten nach Kriegsende Hunderte und Aberhunderte deutsche Frauen und Männer getötet. Verwundete Soldaten in den Lazaretten, Bürger aus Vrchlabí, deutsch Hohenelbe, Hoteliers aus Spindlermühle oder Rokytnice. Frauen, Kinder, alte Menschen aus den Gebirgseinöden. Am meisten wurde wohl in Spindlermühle hingerichtet und gemordet. Die „Partisanengruppe“ Nikolaj folterte und ermordete hier Dutzende Deutsche. Erst seit wenigen Jahren erinnert ein kleines Denkmal in Form eines Steins aus Granit an die tschechischen Gräueltaten. Doch auch dieses ist vielen Tschechen ein Dorn im Auge. Viele andere, von den Tschechen ermordete Riesengebirgsdeutsche haben kein Denkmal. Und in den Reiseführern des Riesengebirges schreibt man nicht über sie. Nur flüchtig wird erwähnt, dass hier einst Deutsche lebten, die einfach nicht mehr da sind.

Ähnliche Geschichten in allen möglichen Nuancen und historischen Zeiten begleiten die Elbe, diesen deutschen und slawischen Fluss, bis zur Grenze Böhmens. Und eigentlich bis zu ihrer fernen Mündung ins Meer.

Ich stehe im Tal am Fuße des Medvědí, des Schüsselbergs, bei Spindlermühle. Ich erhebe den Blick zu den verschneiten Gipfeln des Riesengebirges, die immer noch von Nebel und Wolken verhüllt sind. Die Elbe stürzt gleich an der Elbfallbaude über den Elbfall hinunter in die Tiefe. Steil fällt sie in einer Art selbstmörderischem Sprung ins Elbtal voller Lawinhänge ab. Der Patschefall, der Hanč-Wasserfall, der Dvorský-Wasserfall und viele weitere führen der Elbe von beiden Seiten auf den ersten Kilometern riesige Wassermengen und eine mächtige Kraft zu, mit der sie sich auf den Weg macht. Bereits hier, nach den wenigen ersten Kilometern nach der Quelle, wird die Elbe zu einem echten, wilden, schäumenden donnernden Fluss. Die Elbe strömt hier aus einer Höhe von vierzehnhundert Metern herab und stürzt auf nur wenigen Kilometern mehr wie ein Fall als ein Flusslauf auf eine Höhe von siebenhundert Metern. Über dem Meeresspiegel. Die nächsten siebenhundert Meter überwindet die Elbe dann erst bis zur Nordsee. Nach weiteren eintausendeinhundert Kilometern.

(...)

Landschaft mit Pferden

943,1 Flusskilometer, Kladruby

Rudolfo Rydya IX. ist mit seinen sieben Jahren im besten Alter. Es ist ihm gelungen, schwierige Qualifikationsprüfungen zu meistern, er ist so gewachsen, wie er es sollte. Und er erlangte die höchsten Ehren, die ein Pferd erreichen kann. Er wurde der Rassezucht

zugeordnet. Das Einzige, was er in seinem Leben noch anstreben kann, ist es, in die Dienste am dänischen oder schwedischen Königshof berufen zu werden, wo einige seiner Verwandten bereits ihren Dienst tun.

Rudolfo Rydia IX. ist ein Altkladruher Hengst, einer von wenigen besonders wertvollen Pferden in der Tschechischen Republik und seiner Art auch weltweit. Die Stammbäume der Kladruher Hengste reichen bis ins sechzehnte Jahrhundert zurück, bis in die Zeit Rudolfs II., des letzten Kaisers, der in Prag residierte. Dem entspricht auch ihr Preis – mehrere zehntausend Euro –, wofür man ein richtig flottes Auto bekäme. Wenn so wie zu Beginn des Mittelalters in Prag heute noch Sklaven verkauft würden, so würde ich wohl kaum den Preis eines Rudolfo Rydia IX. erzielen.

Hier im Nationalen Gestüt in Kladruby nad Labem verstand ich beim Anblick des schneeweißen Rudolfo Rydia IX. meine Freundin Aneta, die auf meine Frage, warum sie bisher Pferden vor Männern den Vorzug gegeben habe, geantwortet hatte, selbst der bestaussehendste Mann sei nicht so schön wie ein Pferd. Und für die Kladruher Schimmel gilt dies doppelt. Unter den Pferden sind sie so etwas wie der Hochadel. Natürlich gibt es viele Gradmesser, doch vielen zufolge ist das so. Sie müssen aber nicht nur perfekt aussehen. Sie müssen alles meistern, was Kutschenpferde können müssen, und das ist eine der schwersten Pferdedisziplinen. Das gelingt bei Weitem nicht allen Kladrubern. Die Pferde, die die Prüfungen nicht bestehen oder eben nicht die richtigen Kutschenmaße aufweisen, werden zu einem deutlich geringeren Preis verkauft. Es erwartet sie ein Leben als Freizeitreitpferd. Und die Vertreibung aus dem Pferdeparadies, wie man die Landschaft um das Nationale Gestüt in Kladruby nennen könnte.

Eine Landschaft, die über Jahrhunderte an die Pferdezucht angepasst wurde. Verbindungswiesen, tote Flussarme der Elbe, Baumreihen und Wälder, die etwas so Außergewöhnliches schaffen, dass gerade diese Landschaft Teil des UNESCO-Welterbes wurde. Für mich ist sie vor allem aufgrund ihrer scheinbaren Unendlichkeit überwältigend, kilometerlange Wiesen, Wiesen mit Pferden und Wiesen ohne Pferde, die auf diese zu warten scheinen oder sich von ihnen erholen.

Doch die Altkladruher, die Landschaft und auch das Gestüt dürfte es eigentlich seit mehr als einhundert Jahren gar nicht mehr geben. Das kaiserliche Gestüt, zu dem die Herrscher manchmal von Prag und dann auch von Wien aus persönlich reisten (und nur der Herrscher konnte Ihnen einen Kladruher verkaufen), stellte nach vier Jahrhunderten zusammen mit dem Kaiserreich seinen Betrieb ein. Mit der Gründung der Tschechoslowakei im Jahre 1918. Die Welt wurde bereits damals vom Automobilverkehr erobert, alles Habsburgische und das, was nur an die Zeiten der Monarchie erinnerte, fiel im Lande der nun herrschenden Tschechen in Ungnade. Und das Einspannen von Kladrubern vor Kutschen schien sich überlebt zu haben. Das Gestüt als solches, das der tschechoslowakische Staat so wie sämtliches Habsburgisches Vermögen verstaatlichte, hatte ausgedient.

Glücklicherweise war der erste tschechoslowakische Präsident Tomáš Garrigue Masaryk sein ganzes Leben lang ein Pferdenarr, der auch noch mit weit über siebzig das Pferd sattelte und sich auf lange Ausritte begab. Und obwohl er Kutschen weit weniger mochte, ordnete er an, das Gestüt in Kladruby und die Zucht der Altkladruher Pferde aufrechtzuerhalten.

Das Gestüt überlebte den Zweiten Weltkrieg und als nationales Zuchtgestüt auch die Zeit des Kommunismus. Die Altkladruher Schimmel wurden die ganze Zeit über mehr oder weniger nebenbei gezüchtet, als eine Art Ergänzung, aber sie überlebten. Nach der Wende kam glücklicherweise niemand auf die Idee, Kladruby wie den absolut größten Teil des staatlichen Vermögens zu privatisieren. Und als nach dem EU-Beitritt Gelder aus EU-Fonds

flossen, brauchte man nur ein paar hässliche Gebäude abzureißen, die das Gelände des Gestüts verschandelten, und den Rest einschließlich des kleinen Schlosses zu reparieren, den Schlossgarten zu erneuern und die Wiesen und die umliegende Landschaft in den ursprünglichen historischen Zustand zu versetzen. Und die Tschechische Republik konnte den Schritt wagen, sich mit Kladruby bei der UNESCO zu bewerben. Im Jahre 2019 hatte man Grund zu feiern, denn die Eintragung als Welterbe war erfolgt.

Das Gestüt, für dessen Besichtigung ähnlich wie beispielsweise für den Pariser Louvre die Tickets vorher und über Internet gekauft werden, das kleine kaiserliche Schloss und einige Gestütsgebäude, die sich kilometerweit in der flachen Elblandchaft verteilen, erstrahlen in neuem Glanz. Jeder Teil der Wiesen und der angrenzenden Stallungen hat seine Funktion. Auf einer weiden die Zuchtstuten, auf einer anderen toben sich noch sorglos junge Pferde und Fohlen aus. Die mehr als fünfhundert weißen Pferde, die in Kladruby und im Umland zu sehen sind, sind schon an und für sich ein Erlebnis. Dieses wird durch die Landschaft, die über Jahrhunderte ähnlich den Kladrubern veredelt wurde, um für ihre Zucht das Beste zu bieten, noch verstärkt.

Das kleine Dorf Kladruby muss sich derzeit noch an seinen Weltruhm gewöhnen. Das Besucherzentrum befindet sich noch im Bau, doch die meisten Bewohner leben vom vor Ort. Die hiesige Kita nennt sich *Die Fohlen*, es gibt hier eine Berufsschule für Pferdezucht, viele Bewohner von Kladruby arbeiten immer noch im Gestüt. Einst waren es alle. Doch heute ist das anders.

Die Pferde wirken zufrieden. Und wer wäre das nicht, wenn er die goldene Kutsche der dänischen Königin vor Augen hätte, vor die mit etwas Glück die besten Pferde von hier in einem Sechsergespann eingespannt werden. Welch eine Pracht, welche Ehre, und rundherum Heerscharen von Untertanen und Touristen. Der Höhepunkt des Pferderuhms. Einer davon. Wenngleich das alles wohl Blödsinn ist. Den Pferden ist es wohl gleich. Oder etwa nicht?

Ab hier verläuft die Elbe bereits so wie die Sandwege um das Gestüt herum gerade, wie mit einem Lineal gezogen. Die Landschaft mit Pferden im Herzen der Elbebene am rechten Flussufer atmet auf. Sie glaubt wieder an ihre Zukunft. Und das, obwohl es wahrscheinlich in Zukunft keine Kutschen mehr geben wird, die von Pferden gezogen werden. Ebenso wenig wie Könige, die kutschiert werden wollen.

(...)

Die letzte Veritas

267,3 Flusskilometer, Wittenberge

Mein Vater hat Kraftwerke verkauft. Nicht einfach irgendwelche. Blöcke mit bis zu eintausend Megawatt, die ausreichend Strom für eine Stadt mit einer halben Million Einwohnern liefern. Er hatte dafür zwei Bestendiplome der Tschechischen Technischen Hochschule und staatliche Prüfungen in mehreren Weltsprachen. Er verstand etwas von Kraftwerken und war offensichtlich sehr gut darin. So gut, dass er, obwohl er aus der kommunistischen Partei ausgeschlossen worden war, weil er es abgelehnt hatte, die Okkupation vom August 1968 als brüderliche Hilfe zu bezeichnen, nicht seine Stelle verlor. Man hat ihn behalten. Damit er für die Tschechoslowakei seine Kraftwerke in alle Welt verkauft. Vom Schreibtisch aus. Reisen durften andere. Doch dann ließ man ihn in den achtziger Jahren auch in den Westen. Den Höhepunkt seiner Karriere stellte der Verkauf von riesigen Kraftwerken nach China dar.

Trotz aller Misserfolge und Schwierigkeiten des Lebens hat mein Vater eigentlich einiges erreicht. Doch bis heute spricht er nicht darüber. Sein Betrieb, der die Kraftwerke lieferte, wurde nach dem Ende des Sozialismus, nach 1990 in mehreren Wellen ausgenommen wie ein Huhn. Man bediente sich großzügig aus der Firmenkasse, verkaufte Immobilien, entließ Leute. Sich selbst zahlten die neuen Eigentümer riesige Gehälter aus, sie klauten einfach alles. Die Privatiseure. Einheimische, tschechische.

Als er dann bei der x.ten Truppe Diebe im schicken Anzug feststellte, dass es keinen Sinn hatte zu kämpfen und dass schon praktisch alles gestohlen oder wie man so schön euphemistisch auf Tschechisch sagt „ausgehöhlt“ worden war, fand sich mein Vater mit dem Schicksal ab. Obwohl er trotz seines Rentenalters noch voll bei Kräften war, sowohl geistig als auch körperlich, nahm er die Abfindung und kaufte dafür ein Wochenendhäuschen in der Nähe seiner Heimatstadt. Und kehrte zu seinen Hobbys zurück, in erster Linie der Reparatur alter Radios. Und er begann, Schnaps zu brennen. Dann warf er das Handtuch. Beruflich. Zu früh. In ihm blieb so eine seltsame Traurigkeit zurück, die ihn all die langen Jahre begleitet, um die er sein in Tschechien untergegangenes Fachgebiet überlebt hat. Denn so ein Kraftwerk, so eines, das er konstruiert und verkauft hatte, baut und konstruiert heute in Tschechien niemand mehr.

Die zwei Deutschen vor mir sind fast im Alter meines Vaters. Ein grauhaariges Paar. Früher hier aus Wittenberge, heute aus Berlin. Traurig schauen sie auf die Vitrine, in der eine Nähmaschine steht. Eine Legende. Eine Veritas Famula 5091. Die letzte Veritas von Millionen. Die letzte. „Das ist so schade“, seufzt der Mann. „Wissen Sie, er hat hier gearbeitet. Bis zum Schluss“, setzt seine Frau hinzu. Ich verstehe das. Und teile die Traurigkeit. Eine Traurigkeit, die umso größer ist, als man aus dem Fenster auf diese Fabriksymphonie ringsumher blicken kann. Wenn eine Fabrik schön sein kann, so ist es diese hier am Rande der brandenburgischen Stadt Wittenberge. Erst Singer, dann Veritas, heute nichts. Ein Zeitzeuge, als die Fabriken noch keine entseelten Hallen, sondern oft architektonische Werke waren. Als darin oder daneben noch die Direktoren und Besitzer wohnten und lebten.

Das Wahrzeichen der riesigen Fabrik, die hier in Wittenberge in den zwanziger Jahren als wichtigstes europäisches Werk des amerikanischen Singer-Konzerns errichtet wurde, ist der Uhrturm. Der größte Uhrturm auf dem gesamten europäischen Kontinent. Eigentlich, was seinen Zweck betrifft, ein Wasserturm für das gesamte riesige Werk. Ein Wasserwerk, aus dem die Uhr und die Arbeit der Architekten einen bemerkenswerten Höhepunkt dieser Fabrikathedrale gemacht haben. Heute zählen der Turm und die Uhr zu den wenigen Dingen, die hier auf dem riesigen Gelände der ehemaligen Fabrik noch in Betrieb sind. Im Turm befindet sich auch dieses Museum der fast einhundertjährigen Nähmaschinenproduktion.

Die hiesigen Singer-Nähmaschinen mit Fußantrieb waren während der gesamten ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts etwas, das von der Mutter auf die Tochter vererbt wurde. Und oft waren sie selbst in den ärmsten Familien die Grundlage des Broterwerbs. Auch wir hatten zu Hause eine. Doch auch hier hielt der Zweite Weltkrieg Einzug, mit Nationalsozialisten, Kriegsproduktion, Zwangsarbeitern, Kriegsgefangenen und Häftlingen.

Doch die Alliierten setzten die Fabrik wie durch ein Wunder nicht auf die Liste des zerstörerischen Bombardements. Es war eben die amerikanische Fabrik Singer. Aber nach dem Krieg fiel Wittenberge samt seiner Fabrik in sowjetische Hände. Und die Sowjets kamen, montierten die komplette Ausstattung aus der Fabrik ab und brachten diese irgendwohin in die Tiefe ihrer Steppen. Was sie damit gemacht haben, weiß nur Gott. Doch die Angestellten der Fabrik in Wittenberge nahmen sie nicht mit. Und diese schafften es einige Jahre später, selbst in diesem seltsamen ostdeutschen Kommunismus die Produktion

in der Fabrik wieder aufzunehmen. Statt der Singer-Nähmaschinen wurde Veritas geboren. Die Nähmaschine Veritas. Zu sozialistischen Zeiten das Beste, was im „Ostblock“ zu bekommen war. Die Veritas-Maschinen waren freilich nicht so schön und elegant wie die Singer-Geräte. Doch sie waren ebenso zuverlässig und leisteten gute Arbeit. Noch heute findet man manchmal Inserate, in denen Veritas-Nähmaschinen unter den Stichworten, sie seien ganz aus Metall, könnten viel und seien unkaputtbar, verkauft werden. Manchmal setzt ein Inserent „made in Germany“ hinzu. Ein Zeichen für Qualität. In diesem recht seltenen Fall stört es nicht, dass deutsche Qualität ostdeutsch ist.

In den achtziger Jahren lief Veritas auf vollen Touren, beschäftigte über dreitausend Mitarbeiter und produzierte jährlich knapp eine halbe Million Nähmaschinen. Dann kam die Wiedervereinigung, das Gehalt in Mark der DDR wurde auf einmal in D-Mark ausgezahlt, eins zu eins. Also etwa viermal mehr als der Kurs der Ostwährungen zur D-Mark nach dem Devisenschieber-Kurs auf dem Prager Wenzelsplatz der achtziger Jahre.

Doch nach der Wiedervereinigung kam kein aufgeklärter Investor aus dem Westen. Der sowjetische und der östliche Markt waren im Grunde zusammengebrochen. Zu Hause zu nähen zahlte sich nicht mehr aus, weil es alles zu kaufen gab, die Welt hatte sich verändert. Außerdem war da die Konkurrenz aus China. Die Fabrik Veritas war in einem Jahr oder in zwei pleite. Auch mit seiner Veritas Famula 5091, die ein digitales Display hatte und deutlich leiser war als alle vorherigen Veritas. Bei weiteren Nähmaschinen war bereits beim Prototyp Schluss. Die Fabrik war bankrott. Machte dicht. Die Marke Veritas wurde von Privatiseuren verkauft. „Das ist chinesischer Bakelit-Schund, damit wollen wir nichts zu tun haben. Veritas gibt es nicht mehr“, erklärt mir die Kassiererin des Museums fast empört dieses seltsame Veritas-Leben nach dem Leben.

Die Fabrik steht auch zwanzig Jahre später noch, doch im Grunde ist sie leer. Hier und da findet man einen Lagerplatz, auch eine Bildungsinstitution hat hier ihren Sitz, die meisten Hallen sind leer. Doch die riesige Aufschrift Veritas ist schon von der Brücke über die nahegelegene Elbe aus zu sehen.

Am Ende der achtziger Jahre ernährte die Fabrik Veritas im dreißigtausend Einwohner zählenden Wittenberge in irgendeiner Form die meisten Menschen in der Stadt. Mit der Wiedervereinigung oder vielmehr mit dem Anschluss des östlichen Teils an den westlichen war innerhalb von zwei Jahren Schluss – nicht nur bei Veritas, sondern auch in der Zellulose- oder in der Ölfabrik. Und es entstand nichts Neues.

Heike Bayer gehört die Pension „Zum goldenen Anker“ am Elbufer, nur ein Stück weit vom heute fast verlassenen Hafen entfernt. Die ehemals lebendige Stadt, die dank der Nähmaschinen in ganz Deutschland und Osteuropa bekannt war, ist nur ein Schatten ihrer selbst. Von den dreißigtausend Einwohnern wohnt heute nur noch die Hälfte dort, und nichts deutet darauf hin, dass es in Zukunft besser werden könnte. Die Mittfünfzigerin Heike hat jedoch im Unterschied zur Hälfte ihrer Mitbürger nicht aufgegeben. Die Pension hat eine schöne neue gelbe Fassade, ein Café, in dem ein wunderbares Frühstück serviert wird, wo man sich wie zu Hause fühlt und die Zimmer hübsch eingerichtet sind. „Ich glaube daran, dass sich das bei den Touristen herumspricht. Denn die sind für unsere Stadt die einzige Hoffnung“, sagt die immer noch fesche Heike.

Auf die deutsche Wiedervereinigung schimpft sie nicht. Sie ist nur traurig. „Hier gibt es nur noch einen einzigen großen Arbeitgeber, die Deutsche Bahn.“ Wittenberge ist nämlich ein Eisenbahnknotenpunkt, hier kommen die Züge von Berlin nach Hamburg und von Magdeburg nach Norden durch, am hiesigen Bahnhof führt also per Zug kein Weg vorbei. Auch eine Brücke für Pkws gibt es hier weit und breit nur eine.

Trotzdem herrscht hier eine göttliche Ruhe. Nicht nur am neuen Elbufer mit einer eineinhalb Meter hohen Mauer, die die Stadt vor Hochwasser schützen soll, und im Hafen, wo nur wenige Schiffe vor Anker liegen. Sondern auch im Großteil der Stadt, wo man zwar auf ein paar Restaurants und eine Ladenzeile stößt, aber auch auf einige jahrhundertalte, einst malerische Häuser mit blinden Fenstern. Mit Fenstern, hinter denen niemand wohnt. Das großzügige riesige Rathaus aus der Blütezeit der Singer-Fabrik wirkt hier fehl am Platz. Aber es ist nicht leer.

Städte wie Wittenberge habe ich in den Jahrzehnten, die ich durch Ostdeutschland reise, viele gesehen. So sieht ein Großteil des ehemaligen Ostdeutschlands aus. Der Verfall schreitet nicht mehr so schnell voran, es gibt ihn nicht mehr überall, man findet auch Orte, an die die Menschen zurückkehren. Aber es ist das überwiegende Gefühl. Das Gefühl einer seltsamen Vergeblichkeit. Das Gefühl eines Landes, das die Menschen verlassen. Weil man dort nicht gut leben kann. Dabei sieht man an verschiedenen Stellen, dass Geld da ist. Viel Geld, das der westliche Teil des vereinten Deutschlands hierher hat fließen lassen, um die Einwohner in Ostdeutschland zu halten. Es wurden Autobahnen und schnelle Eisenbahnen gebaut, Glasfaserkabel für das Internet gezogen, Städte renoviert. Alles vergeblich.

Wenn ich aus meinen Erinnerungen Bilder der DDR in den siebziger, achtziger Jahren hervorhole, der DDR als Land der allgegenwärtigen Plattenbauten, wenngleich diese etwas ansehnlicher waren als in der Tschechoslowakei, der DDR als Land der Trabis und manchmal des einen oder anderen Wartburgs, dieser seltsam riechenden Fahrzeuge, eines Landes unendlicher sowjetischer Militärbasen und wunderlicher Polizeuniformen, wohin das Auge reichte, dann sage ich zu mir: ja. Das Heute ist ein Fortschritt.

Autos, Blumen, Farben, Restaurants und auch die unsichtbare, aber allgegenwärtige Freiheit, Gewissheit, Sicherheit und Redlichkeit. Das alles gibt es hier. Aber da ist auch diese Traurigkeit, die ich aus den Augen meines Vaters kenne, wenn ich ihn dazu bringe, über sein Leben und seine Kraftwerke zu erzählen. Über die Kraftwerke, die bis heute an vielen Ecken und Enden der Welt stehen, doch es kommen keine nach. So wie es nie mehr Nähmaschinen aus Wittenberge geben wird.

Denn Veritas, Veritas gibt es nicht mehr.